

Die Toten vom Karoz-See.

Der Berliner Korrespondent des „Nieuwe Rotterdamse Courant“ schickt seinem Blatte von einem Ort an der Front Hindenburgs, die die wütenden Angriffe der Russen abzuwehren hatte, einen längeren Bericht, dem wir das folgende entnehmen:

Es gibt Schrecken, die uns durch ihr Ausmaß nicht mehr erschüttern können. Das war mein erster Eindruck, als ich dem Totenfelde bei Jutoska gegenüberstand.

Als ob eine große dicke Herde Schafe sich wiederkehrend niedergelassen hätte auf ihrer Weide, so sah das Feld vor uns aus. So dicht beisammen mit gelbbraunen Flecken, so still und friedlich unter der klaren Frühlingsluft.

Alle diese Flecken waren Tote, junge russische Männer. Ich schneide eine Gasse ab mit meinen Augen; da liegen zehn, da vierzig, dort achtzig. Mein Auge geht zählend und abmessend weiter. In dieser Stelle liegen bereits über hundert Leichen und immer weiter und weiter streckt sich die Fläche des Todes aus. Wo man nicht mehr gut mit dem bloßen Auge unterscheiden kann, dünken die Flecken auf dem Grunde dunkler...

In Reihen liegen sie, in losen Reihen. Wir kommen an den äußersten Rand der Hindenburg-Stellung und können nun schon besser unterscheiden. Viele liegen auf dem Rücken, die Arme ausgebreitet, die Schenkel gespreizt, andere umgeköpft, andere auf dem Kopf. Sie scheinen zu liegen so wie sie niedergefallen sind, ohne Todeslampf, plötzlich vernichtet. Andere aber, die wir nun auf wenige Meter vor uns vor der Stellung beinahe im Bereiche des Stacheldrahtes liegen sehen, sind vornüber gefallen und haben die gekrümmten Finger in die Erde gedrückt...

So liegt das Feld bereits zwei Wochen überdeckt, Soldatentod! Wie oft haben wir sie so liegen sehen, am Miodziol-See, in den Karpathen, in Frankreich...

Schon ist hier das Leben an diesem sonnigen Tage. Eine Schanze aus Flechtwerk mit Erde angefüllt säubert die Lebenden von den Toten. Nach ihren Leiden in Kälte, Wasser und Entbehrungen und nach der Vernichtung um sie hin geht nun das Gefühl des Lebens wie ein warmer Strom der Behaglichkeit durch alle diese Männer. Man sieht es ihnen an. Ein bejahrter Krieger sitzt gebückt in einer Ecke der Schanze und erfrischt seinen nackten Oberkörper in der warmen Frühlingssonne. Frühlingsglanz liegt auf seinem Gesicht. Mit seinen Fingerringen rührt er eifrig in seinem wollenen Hemde, das er zwischen den Händen hält. Er vertilgt Ungeziefer. Andere um ihn sind mit sichtbarer Lust an ihrer Arbeit, sie schlagen Wäpfe ein für neue Deckungen. Ich blide über die Schanze. Drei Meter vor mir liegt ein hartholzer Sibirier, das wachbleiche, prüflich graue Gesicht halb in der Erde. Der vorderste von allen, ein Held.

Ein junger Deutscher steht, wohin ich blide und errät meine Gedanken. Er ist, wie ich sehe, aufgestanden. Der Krieg ist mehr als ein Trauerspiel,“ sagte er trocken. Dann wendet er sich ab.

Wir kommen an ein kaisertüchtiges Grab. Dancben liegen die Toten in einer Reihe. Die Gefährten sind bedeckt; lediglich das hartlose Gesicht eines russischen Bauernjungen starrt uns an. Der Stengel eines Maschinengewehrs ist über seine Stirne gestrichen, drei kleine Lächeln nebeneinander...

Tote, Tote, Tote. Eine Wut der Vernichtung ist wie ein Gewitterhaegel über das Land gekommen. Nun wandern wir in südlicher Zugsweise über das offene Feld. Da hinten liegen die russischen Wachtposten auf wenigen Metern Abstand. Mein Schuß soll heute fallen. Aber von der Kaserne ist ein Totenfeld übrig geblieben, das vor zwei Jahren die ganze Menschheit erschüttert hätte.

Nun sitzt ein braver Hausvater, ein Mann mit einem gütigen kultivierten Lächeln und einer freundlichen Stimme in der Sonne und untersucht, durchdringt von Frühlingsbegehren, sein wollenes Hemd.

An der Stelle, wo der Kampf um die genommenen und wieder zurückgenommenen Stellungen gewütet hat, ist bereits alles aufgeräumt.

Des Mittags an einer anderen Stelle auf einem der Punkte des Haupt-Schützengriffes.

Eine offene Fläche vor den Stellungen und darauf daselbe Schauspiel. Gelbe Flecken, wie von einer dichten großen Herde wiederkehrender Schafe über dem weiten Felde. Wir springen über Laufgräben, die zu Schlammgräben geworden sind, der Karoz reicht und fast bis an die Kaserne. Dies sind die Stellungen, die zehn Tage lang unter schwerstem Feuer verteidigt wurden. Jetzt ist auch hier der Friede wiedergekehrt. Selbst der russische Schwarzhäute, der da drüben im Walde, ungefähr 200 Meter entfernt, seit die deutschen Stellungen nach Osten abzurücken gewohnt war, ist nun verschwunden. Die Deutschen sind damit beschäftigt,

Toten zu begraben, die in diesem großen Feldkampf gefallen sind. Da liegen sie in einer Reihe. Nicht das große prächtige Bild von Soldaten auf den weiten Feldern. Es durchzittert mich etwas. Dies scheinen nicht die Toten eines Schlachtfeldes zu sein, sie sehen vielmehr aus wie Menschen, die bei ihrer Arbeit vernichtet sind. Dasselbe Zittern habe ich einmal gefühlt, als ich bei Vochum die Opfer eines großen Bergwerksunglücks liegen sah. Das Unglück hatte die Ketten getroffen. Männer liegen da, so wie unter Schuhmacher, unter Milchbauer, der Lehrer meines Sohnes, friedliche verständige Menschen, die wahrlich vor zwei Jahren nicht daran gedacht haben, daß sie noch einmal Kriegsmann werden sollten. Ich stehe dabei wie bei einem schweren Unglück auf der Straße. Ich sehe die fast ergrauten Wäpfe und Gesichter von Arbeitern mit geschlossenen Augen. Keinem der Toten sieht man an, daß die Vernichtung im wilden Kampfe oder angestrengtem Erwarten gekommen ist. Nichts ist fest in den geschlossenen Jägern. Sie haben den Ernst der täglichen Lebenssorge. Wie viele Hunderte von Männern wie diese liegen da wohl noch zwischen den gelben Flecken auf dem offenen Felde hinter uns? ...

Jedem Toten hatte man die Briefe, die er bei sich hatte, auf die Brust gelegt. Da liegt eine Feldpostkarte, nicht bestrichen von einer Frauhand. Darunter ein paar große unbescholtene Buchstaben. Das war wirklich so, lieber Peter; ich erinne es nicht. Ich mag keine Sentimentalitäten erfinden. Die mittellose Wirklichkeit kennt eben solche Unterstellungen nicht. Das ist das Unwiderstehliche des Krieges. Es ist schwerer als das der verwöhnten Städte und Dörfer, die ich beinahe gefühllos betrachte habe.

Warum soll ich mehr erzählen? Etwas habe ich nun von mir angewagt. Hier war der Schrecken nicht mehr so groß und allgemein, daß er wie ein starker elektrischer Strom mich umfing. Hier sah ich das Unglück individuell, eine Reihe Tragödien mit jedem einzelnen Toten. Hier sah ich schneidend der Begriff des Leidens, aber den man nicht bis zu Ende denken mag ...

Die Soldaten schliefen diese Gefühle von sich aus. Sie lernen es immer mehr. Früher hätte ich bereits einmal, daß man einer Truppe nach einigen Tagen niemals ansehen kann, ob sie schwere Verluste erlitten hat. Nun weiß ich selbst aus Erfahrung, daß man es einer Truppe friedlich arbeitender Soldaten in nichts mehr anzu merken braucht, daß eine Granate eine Stunde zuvor einen aus ihrer Mitte gerissen hat.

Langsam, sehr langsam werde ich als Kriegs-Korrespondent doch ein wenig einsehen lernen, was der Krieg ist. Einst habe ich davon geglaubt.

Kleines Feuilleton.

Ein Besuch bei den Ein-Feinern in Corf.

Während man in offiziellen englischen Kreisen eifrig bemüht ist, die dem revolutionären Geheimbund der Ein-Feiner angehörenden Iren, denen der Hauptanteil an den Unruhen in Irland zugeschrieben wird, als eine regellose Horde von Charakterlosen Empörern und Plünderern hinzustellen, bietet ein in der „Daily Mail“ veröffentlichter Bericht aus Corf ein ganz anderes Bild von den Leuten, die sich gegen den Druck ihrer englischen Beherrscher aufbäumen.

„Ich habe in Corf“, so schreibt der nach Irland entsandte Berichterstatter Harold Wilson des Londoner Blattes, „in Corf inmitten der Ein-Feiner einen höchst lehrreichen Nachmittag zugebracht. Da ich wußte, wo das Beratungslokal der Ein-Feiner lag, begab ich mich ohne Umschweife dorthin. Von außen war nichts Ungewöhnliches zu bemerken, nur fiel mir auf, daß von dem Grundstück der Tür die Deckplatte entfernt worden und daß das Loch erweitert worden war. Da es mir gelungen war, von dem die Platte öffnenden Geheimwort der Ein-Feiner Kenntnis zu erlangen, klopferte ich die Worte durch das Loch in der Tür. Sofort sprang diese auf, ich trat ein und sah mich im nächsten Augenblick einem jungen Mann gegenüber, der ein Bajonett gegen mich zückte. Hinter diesem Wachtposten erblickte ich mehr als ein Duzend ähnlich gekleideter und in gleicher Weise bewaffneter junger Leute. Sie kamen alle nach vorn und wollten wissen, auf welche Weise ich mir zu ihrem Eingang verschafft hatte. Ich erwiderte, daß ich Vertreter der „Daily Mail“ wäre und nur zwei einfache Fragen an sie zu stellen hätte. Ich wollte wissen, ob es wahr sei, daß die Polizei ihnen befohlen habe, bis zu einem bestimmten Zeitpunkt ihre Waffen abzuliefern und ob sie entschlossen seien, in Corf ebenso vorzugehen wie ihre Brüder in Dublin.

„Sie stellen außerordentliche Fragen,“ wurde mir erwidert, „in einem Ton, als ob Sie über das Weiter sprechen.“ Man fürchte mich weiter in den Raum zu dem Leiter der Versammlung, einem älteren

Man, dessen Rehnlichkeit mit Byron ganz auffallend war. Er trug keinerlei Waffen und hielt nur in den weichen, gepflegten Fingern seiner rechten Hand einen Band Sophokles. Er sprach mit gedämpfter, kultivierter Stimme: „Wenn sie kommen und unsere Waffen fordern“, sagte er ein wenig gelangweilt, „als ob er milde wäre, immer über daselbe zu sprechen, so werden wir sie niederstrecken. Was Ihre zweite Frage betrifft, so tut es mir leid, zugeben zu müssen, daß bei unserer Organisation ein Fehler unterlaufen ist. Dadurch ist es den Soldaten gelungen, uns mit der Besetzung des Postgebäudes zuzufinden. Sie haben sich dort verlammt und erziehen sich der beruhigenden Gesellschaft eines Maschinengewehrs. Im übrigen glaube ich nicht, daß wir uns in Corf vorläufig in sichtbarer Weise erheben werden. Als die Nachrichten aus Dublin eintrafen, zogen wir uns alle in unsere mit Waffen versehenen Baracken zurück, luden unsere Gewehre, reinigten unsere Bajonette und sammelten Proviant, um für alles bereit zu sein. Und auch jetzt und in Zukunft sind wir stets für alles bereit. Am Ritternacht kamen der Bischof von Corf und der Bürgermeister zu uns und baten, vorzuziehen zu werden. Wir lehnten zuerst ab, sie zu empfangen, schließlich aber liehen wir sie herein. Sie setzten uns an, unsere Waffen niederzulegen. Aber wir verweigerten dies ganz entschieden. Wir erklärten, daß wir keinerlei Sozial fürchteten und uns jede Entschliebung bewahren wollten.“

„Als ich Corf wieder verließ“, so schließt der Berichterstatter der „Daily Mail“, „lag die Stadt äußerlich ruhig da, aber hinter den geschlossenen Fensterräden lauert der Unruhe. Es war nichts Besonderes zu beobachten, aber in ihrer verschlossenen dunklen Festung warteten die Ein-Feiner, die zum Kampf bereiten Waffen in der Hand.“

Maxim Gorkis Pläne.

Durch die Presse geht folgende Notiz: „Ein russischer Gelehrter, der sich gegenwärtig in römischen Archiven und Bibliotheken geschichtlichen Forschungen widmet, erhielt dieser Tage, wie die „Stampa“ mitteilt, einen Brief von Maxim Gorki, dessen Gesundheitszustand sich nach der Rückkehr in die Heimat von neuem verschlechtert hat. Gorki erhofft Heilung von einem zweiten Aufenthalt in Italien und möchte wieder nach Capri gehen. Er habe diese längst gefaßten Pläne bisher nicht zur Ausführung bringen können, weil ihn die schriftliche und mündliche Propaganda für den Krieg zu sehr beschäftigt habe. In Capri gedente er für eine große russische Zeitung Artikel über den italienischen Krieg zu schreiben. (Man erfährt hier zum erstenmal, daß Gorki für den Krieg Propaganda macht; bisher war immer berichtet worden, daß er ein Gegner des Krieges sei.)“

Die Mitteilung der „Stampa“ ist, soweit sie von einer Propaganda Gorkis für den Krieg spricht, ein aufgelegter Schwindel. Es dürfte dem russischen Gewährsmann der „Stampa“ — falls ein solcher überhaupt existiert — schwer fallen, auch nur eine Zeile von Gorkis Publikationen während der Kriegszeit aufzuweisen, in der für den Krieg Propaganda gemacht würde. Dasselbe gilt von den Reden und Referaten, die Gorki anlässlich verschiedener Veranstaltungen gehalten hat. Der Verbreiter der Notiz aus der „Stampa“ hätte deshalb besser getan, sie kritisch zu untersuchen, anstatt voreilig falsche Schlüsse daran zu knüpfen. (z)

Notizen.

Vorträge. Ueber „Kulci Amara und Mesopotamien“ spricht Dr. F. S. Ardenhold mit Lichtbildern und Filmen am Mittwoch, den 10. Mai d. J., abends 8 1/2 Uhr, in der Philharmonie. — Ueber „Nord- und Südpolarfahrten“ spricht Prof. Wasmann in der Humboldt-Akademie, Freie Hochschule, Dorottheenstr. 12, am Sonnabend, den 13. Mai, bei freiem Eintritt.

Der ostjüdische Abend, den der Schaubund Deutscher Schriftsteller am letzten Sonnabend zum Besten seiner Hilfskassen veranstaltete, hatte einen außerordentlichen Erfolg. Die eigenartigen Darbietungen werden daher am Dienstag, den 9. Mai, abends 8 1/2 Uhr, im Festsaal des Abgeordnetenhauses nochmals vor sich gehen. Karten bei Votz u. Votz, Wertheim, im Bureau des Schaubundes, Wilmersdorf, Kaiserallee 173a, sowie an der Abendkasse.

Sommerzeit und Kohle. Veranlaßt man die Frage der Sommerzeit vom Standpunkt der Ersparnisse, dann ergibt sich (nach „Licht und Lampe“) schätzungsweise eine Ersparnis von 1500 bis 2000 Brennstunden, was nicht gerade viel ist. Wichtiger erscheint die Ersparnis an Kohle. Die Kohle bedeutet heute nicht nur Energie und Licht, sondern auch Fett, Eiweiß, Stickstoff, landwirtschaftliche Produkte, Sprengstoffe und tausenderlei mehr. Jedes Kilogramm Kohle bedeutet Dinge, die wir notwendig gebrauchen.

Erzählungen eines alten Tambours.

Von Edmund Hoefler.

Der Tambour schwieg, stand auf und ging hinaus, ohne sich weiter zu entschuldigen. Das ist überhaupt seine Art nicht, da er denkt, den anderen müsse recht oder doch erträglich sein, was er tut. Wenigstens kümmert es ihn nicht viel, was sie von ihm denken, weil nach so viel Jahren des Dienstes seine Art beim Regiment bekannt und respektiert ist. Und dann sind sie ihm auch Dank schuldig dafür, daß er, ihren Bitten nachgebend, ihnen erzählt, was er so selten tut.

„Wie er ihm nur den Bart weggekriegt hat!“ sagte der Unteroffizier; „und weggekriegt hat er ihn sicher.“ — „Aber was waren das für Offiziere!“ rief der Freiwillige; „das muß damals noch eine wilde Wirtschaft gewesen sein. Gottlob! das ist jetzt doch anders.“ Der Unteroffizier zuckte die Schultern; aber ehe er etwas erwidern konnte, trat der alte Tambour wieder ein, stützte den Arm auf Fensterbrett und dampfte große Wolken vor sich hin. „Wenn ihr fertig seid,“ sagte er, „will ich weiter erzählen.“ Die anderen nickten schweigend und ordneten sich wieder um ihn. Der Alte aber warf noch einen raschen Blick auf den weiten Platz und die alten Giebelhäuser, richtete seine Augen zum Freiwilligen, der mit untergeschlagenen Füßen auf der Preische lag, und begann wieder:

„Ich sagte also, die Wette sei bald vergessen gewesen. Es war damals eine wirbelige Zeit, wo alles durcheinander trieb. Bald nach jenem Tage erfuhren wir, daß der General Dort sich mit den Russen vertragen. Dann kamen nach und nach unsere Kriegsveteranen fast heimlich in die Stadt und zum Regiment; wir zählten bald fast 1000 Mann ihrer über 2000 und sahen im Dienst bis über die Ohren. Darauf hieß es wieder, der König sei nach Dresden gereist, da ihn die Franzosen in Poissdam gefangen nehmen wollten. Alsbald folgten die Aufrufe, auch bei uns sammelten sich Freiwillige, allenthalben drängte und wogte es auf und ab. Unser drittes Bataillon kam zu uns, der alte Wilow inspizierte das Regiment, und endlich marschierten wir am 16. März aus und rückten zum Sammelplatz des Armeekorps. Der Krieg fing an; am 5. April, mein ich, kamen wir bei Möckern zum erstenmal ins Feuer, schlugen uns brav und klopften die Franzosen, und darauf ging es so weiter.

Doch vom Feldzug will ich euch nicht erzählen, sondern nur von uns.

„Genug, ihr werdet begreifen, daß während dieser ganzen Zeit kein Mensch an den Bart des Peter Bed dachte; wir hatten alle Besseres zu tun. Ich selbst, glaub ich, hatte es gleichfalls so gut wie vergessen, bis es mir nach jener ersten Affäre am 5. April zufällig wieder in den Sinn kam. Der Peter hatte dabei einen leichten Streifschuß an der Brust erhalten, und der Arzt, der ihn abends im Felde bepflichtete — denn ins Lazarett ging man damals nicht wegen einer solchen Schramme — sagte zu ihm: „Halt den Bart in die Höhe, Bursch, daß ich dazu kommen kann.“ Da dachte ich wieder an die Geschichte, aber in der Folgezeit, die süßlich genug war, kam sie mir wieder ganz aus dem Sinn.

„Nun, am 23. August schlugen wir, wie ihr wißt, bei Großbeeren und folgten in den nächsten Tagen den Franzosen hitzig genug gegen Wittenberg zu. Am 28. war das zweite Bataillon, wobei der Peter und ich, abends in ein kleines Dorf gekommen, wo wir am folgenden Tage ruhen sollten, denn wir waren todesmüde, von dem Regen und der Hitze wie gekocht, und die Franzosen hatten wir heute kaum in der Fern gesehen. Das erste Bataillon lag bei einigen Häuten eine Viertelstunde links nach vorn, und das dritte hatte noch eine Viertelstunde weiter die Vorposten. Wie gesagt also, wir waren marode und hungrig, im Dorfe gab's aber nichts zu beißen und zu brechen, und so legten wir uns bald aufs Ohr auf dem weichen Heu und Stroh, das unsere und der Franzosen Fougariere noch übriggelassen. Und wir lagen sorglos, vor uns unser eigenes Regiment, rechts in Eisbruch unsere freiwilligen Jäger und weiterhin die anderen Truppen. Der Feind war weit nach vorne und hatte die letzten Tage kaum einmal die Zähne gemiesen. Und wir schliefen, Major und Offizier, Soldat und Tambour.

Der Peter und ich waren beisammen. In der hintersten Ecke auf dem Boden eines Schuppens hatten wir noch ein wenig Heu gefunden, die Schuhe ausgezogen und uns hineingesteckt. Ich träumte, ich weiß es noch als wäre es gestern gewesen, von einem hitzigen Besetzt; rings knatterte das Gewehrfener; Sturmwind! rief der Oberst und ich schlug meine Trommel — und fuhr plötzlich hoch auf aus dem Schlaf. Da hörte ich in der Tot Stöße knallen und einen Höllenlärm, ich höre auch deutlich meinen Namen rufen, dann alles durcheinander rennen. Die anderen, die bei uns lagen, waren schon fort, mochten in der Hast uns vergessen haben. Ich sagte in die Schuhe, rufe den Peter wach, stürzte

nach der Trommel und dann Bed hinter mir, die Leiter hinab. Da hatten wir die Geschichte! Der Morgen graute eben und das Dorf brannte lichterloh. In die Straßen stürmten gerade die Franzosen herein, unser Bataillon war bereits zurückgedrängt, unsere Jäger sahen hinten in einem Graben, auf dem Felde vor ihnen feindliche Jäger zu Pferd und zu Fuß.

„Das zeigte ein Bild und zugleich, daß wir abgeschnitten und unsere Tranchen bereits zweihundert Schritte entfernt waren. Inzwischen klapperten die Kugeln um uns, vom nächsten brennenden Gebäude stoben die Funken herüber, vor uns lag ein Kamerad, das Blut lief ihm aus einer tödlichen Wunde in der Brust. Die einzig mögliche Flucht mußte längs der Stallgebäude eines Bauernhofes versucht werden, und so machten wir uns auf. Aber die verdammten Chasseurs sahen uns und einige sprangen auf uns zu. Unsere Leute, die uns auch erblickten, schießen zwar, ein Pferd, ein Mann stürzen, der Peter sticht einen zweiten nieder, ein anderer aber haut ihm über den Kopf, daß der Tschako ihm auf die Nase fährt und er selbst niedertaumelt. Ein paar Schritte laufe ich noch, aber auch mich holt ein anderer ein, der elende Säbel zerspringt mir in der Faust, ich erhalte eine leichte Wessur am Kopf, und bevor wir zu Bestimmung gekommen, laufen wir an den Fougariere neben unseren neuen Herren her.

„So kommen wir zum französischen Regiment, werden mit einem Durra empfangen, mit Schnattern umgeben und betrachtet. Ich glaube, sie bildeten sich ordentlich was darauf ein, zwei Preußen gefangen zu haben. Wir blieben auch die einzigen für diesmal, denn ein dritter, ein Jäger, war schwer verwundet und starb gleich darauf. Bald brachte man uns vor einen General, der denn auch hastig mit uns parlierte; aber wir verstanden nichts von seiner Sprache und er nichts von der unseren, nur daß er immer ganz heftig fragte: Was das sein? Wilow? Lauenzien? Darauf sagte ich ja und nicht, obgleich die beiden wohl zwei bis drei Meilen entfernt waren. Der Peter aber schwieg hartnäckig und hatte den Trost und den Grimm in den Augen, denn seine Nase war ihm arg zerstaubt. Sie zogen ihn zwar zwei bis drei mit der flachen Klinge herüber, daß er sprechen sollte; das hätte er jetzt aber nicht gegen mich getan, viel weniger gegen den Feind. Endlich liehen sie von uns ab und zogen sich nach einer Stunde allmählich zurück. Es war nur eine starke Retrospektierung gewesen.

(Fortf. folgt.)

